

Buchnotizen

SEBASTIAN RÖDL: *Self-Consciousness and Objectivity. An Introduction to Absolute Idealism*. Cambridge (MA) und London 2018. Harvard University Press. 208 S.

Sebastian Rödl (Vf.) hat eine Einführung in den absoluten Idealismus, man möchte eher sagen in Stein gemeißelt denn geschrieben, die in zehn Kapiteln dichter Argumentation diszipliniertes Zurückstellen eigener Einfälle und voreiliger Nachfragen erfordert. Thema ist das Denken, sind genauer gesagt das Selbstbewusstsein und die Objektivität des Urteils. Alles Urteilen ist Denken in erster Person, jedes Urteil »p« ein »Ich denke p«. Das »Ich« des »Ich denke« will Vf. dabei nicht wie Gareth Evans als Varietät der Referenz begreifen, sondern als Ausdruck des Selbstbewusstseins des Urteils. Den Einfall, es könne beides sein, stellt Rez. zurück.

Das Selbstbewusstsein des Urteils tut seiner Objektivität keinen Abbruch, sondern ist mit ihr identisch. Ein Urteil ist das Bewusstsein seiner Gültigkeit, die objektiv ist, da sie allein vom Gedachten, nicht von *gegebenen Zügen* des Subjektes abhängt, Zügen, die kein Gegenstand des Urteils sind. Mein Gehirnzustand ist kein Thema, wenn ich urteile, dass es regnet, also ein gegebener Zug und für die Richtigkeit des Urteils unerheblich. Den Einfall, Objektivität könne die Unabhängigkeit dessen, was ist, vom Denkart beinhalten, stellt Rez. ebenfalls zurück.

Wenn so zur Objektivität des Denkens sein Selbstbezug gehört, gibt es kein »p« ohne »Ich denke«, folglich keine Propositionen und propositionalen Einstellungen. Das Gemeinsame des Urteils, dass p, der *Frage*, ob p, des *Wunsches*, dass p, lässt sich nicht isolie-

ren und der behauptenden, fragenden, wünschenden Kraft als ein für sich Erfassbares gegenüberstellen. Wie aber steht es dann mit dem, was ist, dem, womit ein wahres Urteil übereinstimmt? Gibt es, da es die Proposition, dass p, nicht gibt, wenigstens die weltseitige Tatsache, dass p? Den Einfall, die Tatsache zerfiele, kraft- und ich-frei konzipiert, in eine Mannigfaltigkeit distinkter Objekte, stellt Rez. zurück und hält sich vorderhand an den Text. Was der Fall ist, sagt Vf., ist *das Objekt überhaupt*. Mit ihm, dem großen Ganzen, stimmt ein wahres Urteil überein, und ihm, diesem Ganzen, ist der Selbstbezug des Denkens immanent. Das Absolute denkt. Dies lehrt der absolute Idealismus, in den Vf. einführt und der den Inhalt des absoluten Wissens bildet.

Wissen, absolutes wie empirisches, ist Urteilen, und Urteilen ist Wissen zumindest im grundlegenden Fall, in welchem ein Urteil durch das, was es urteilt, validiert und erklärt wird. Erst im abweichenden Fall eines falschen Urteils muss seine Erklärung auf gegebene Züge rekurrieren. Wie alles Urteilen ist Wissen selbstbewusst und weiß, dass es weiß. Dass es selbst Wissen ist, ist ihm intern, wie der epistemologische Internalismus lehrt, dem Vf. insoweit zustimmt (S. 14f.). Das Objekt überhaupt oder Absolute ist der Gegenstand des absoluten Wissens, das in jedem Urteil mitgewusst wird, also das Selbstbewusstsein des Urteils. Wenn man es entwickelt, erhält man die Wissenschaft ohne Gegensatz. Ihr kann niemand widersprechen, da niemand gegen das urteilen kann, was in jedem Urteil geurteilt wird.

Ein Vergleich drängt sich auf mit Hegel, der die Wissenschaft der Logik als die voraussetzungslose Theorie konzipiert. Ihr Gegenstand ist das allen

Urteilen Gemeinsame, dem niemand widersprechen kann. Es tritt zunächst in undifferenzierter Unmittelbarkeit auf als reines *Sein*, dann als negiertes Sein oder *Werden*, als negiertes Werden oder wiederbejahtes Sein: *Dasein*, usf., schließlich als der *Begriff* oder das logische Selbstbewusstsein und zuletzt als die *absolute Idee*. Anders als Vf. lässt Hegel ersichtlich den Widerspruch zu. Dem nicht widersprochen werden kann, muss widersprochen werden. Sein? Nicht-Sein! Wie die Kinder müssen wir in Angstlust beides wollen, den Widerspruch bannen und denken. Nur so lässt die *Logik* sich entwickeln; der Widerspruch als das, wobei es nicht bleiben kann, ist ihr Motor.

Das Urteil ist sein eigenes Selbstbewusstsein. Es urteilt »p« und »Ich denke p« zugleich, enthält sich selbst qua »p« und qua »Ich denke (...)«, wie das Werden bei Hegel sich qua Sein und qua Nichts enthält, beide verwandelt in Formen des Werdens. Vf. möchte »p« gern als »p«-artig geformte Buchstabenfolge »Ich denke« schreiben, so innig verflochten sind ihm »p« und »Ich denke p«. Aber dies Verflochtene ist die logische Büchse der Pandora. Öffnet man sie, wie Hegel es tut und Vf. es sorgsam meidet, hat man den Widerspruch auf dem Hals und alle Mühe, ihn wieder unter Kontrolle zu bringen. Eine windungsreiche Rückgewinnung der Kontrolle unternimmt Hegel in der *Logik*; ob mit Erfolg, sei dahingestellt.

Vf. schreibt fest, dass der Wissenschaft ohne Gegensatz niemand widersprechen kann. Er formuliert diese Wissenschaft. Niemand kann ihm widersprechen. Er formuliert sie in Sätzen, und Sätze sind syntaktisch vereinbar. Doch nicht jeder syntaktisch wohlgeformte Satz drückt ein Urteil aus. Wer gegen Vf. Freges Trennung von Sinn und Kraft oder Propositionen befürwortet, wer den epistemologischen Externalismus oder eine rechnerbasierte Erklärung des Schlie-

ßens propagiert (vgl. S. 174f., Anm. 7 zu S. 97), sagt nichts. »Das mag wie unerträgliche Arroganz anmuten«, räumt Vf. ein (S. 41). Aber Arroganz wäre das falsche Wort, denn in der Wissenschaft ohne Gegensatz als einer »vollständig entmilitarisierten Zone« sind die anderen keine Opponenten und »ist es sinnlos zu meinen, man verteidige oder attackiere Positionen« (41). Doch wissen das auch die anderen? Sie wissen es, denn es ist Teil dessen, was in jedem Urteil gewusst wird; und da sie es wissen, wissen sie auch, dass sie es wissen. Warum also zieren sie sich? Weil es mancherlei Hindernisse gibt, die der ungebrochenen Anerkennung des an sich Offenkundigen entgegenstehen. Das Argumentieren für das Offenkundige, für die Wissenschaft ohne Gegensatz, besteht im Ausräumen solcher Hindernisse.

Aber der Anschein, als würden in der Philosophie kontroverse Positionen bezogen, ist so dominant, dass wir ihn schwerlich für kontingent halten können. Er bedarf daher der Erklärung nicht durch eine Einzelwissenschaft, sondern durch die Wissenschaft ohne Gegensatz. Wiederum lädt Hegels *Logik* zum Vergleich ein, die die metaphysischen »Positionen« als einseitige Fixierungen flüssiger Aspekte dessen, was in jedem Urteil gewusst wird, verständlich zu machen sucht. Aber das kann sie nur, weil sie dem Widerspruch wider das, was keinen Widerspruch duldet, sein begrenztes Recht gewährt. Vf. ist solchem Lotterleben in logicis abhold.

Näher stehen ihm Thomas Nagel und Adrian Moore, die er in Kapitel fünf als geschätzte Gesprächspartner freundlich kritisiert. Beide glauben, dass wir im wissenschaftlichen Fortschritt die Subjektivität abstreifen und der Objektivität näherkommen. Anfangs zwar urteilen wir von einem Blickpunkt aus, in der visuellen Wahrnehmung sogar wörtlich verstanden, der, wie sie meinen, nicht ins Geur-

teilte eingeht, also einen gegebenen Zug des Subjekts ausmacht, und der sich sprachlich in indexikalischen Ausdrucksmitteln manifestiert. Diesen Blickpunkt gilt es um der Objektivität willen zu transzendieren. Doch wenn das Selbstbewusstsein zum Urteil gehört und die erste Person nicht exorziert werden kann, ist das Ideal eines Progresses zu blickpunktfreier Objektivität nicht bloß unerreichbar, sondern inkohärent. Dem pflichtet Rez. bei, wenn auch mit verhaltenem Verständnis für Moore und Nagel. Das verquere Ideal einer blickpunktfreien Objektivität hat ja durchaus Zug; in der logisch aseptischen, aller indexikalischen Ausdrucksweisen entkleideten Kunstsprache der Mathematik und in den mathematischen Naturwissenschaften lassen wir uns mit erkennbarem Erfolg von ihm leiten, nur eben zum Preis struktureller Unvollständigkeit in der Erfassung des Realen. Mit Grund insistiert der späte Heidegger, dass wir in der mathematischen Naturwissenschaft, sofern sie uns als Gipfel der Objektivität erscheint, das Objekt überhaupt als bloßen *Bestand* – katalogisierbar in Carnapschen Zustandsbeschreibungen oder Sellars'schen Welt-Geschichten – und damit weit unter ontologischem Wert entbergen. Zum Objekt überhaupt gehört die erste Person, und sei es bloß in Form der Zentralperspektive. Flächiges, katalogisierendes Malen alter Manier war objektiv in dem Sinn, wie es die mathematische Naturwissenschaft ist. Die Entdeckung der Zentralperspektive aber brachte den Blickpunkt indirekt ins Bild und damit das malende oder schauende Individuum, abzüglich seiner gegebenen Züge. Selbst wenn etwa die malende Hand ins Bild ragen oder ein gemalter Spiegel den Maler spiegeln sollte, wären dies keine gegebenen Züge; denn als abgebildete gehörten sie nunmehr zum Inhalt des Bildes, während die gegebenen außerhalb zu bleiben haben.

Volle, konkrete Objektivität schließt eine Perspektive und das Selbstbewusstsein des Urteils ein (vgl. S. 82). Darin hat Vf. zweifellos recht; aber Moores und Nagels Ideal einer blickpunktfreien Schwundobjektivität mag für die mathematische Naturwissenschaft immerhin leitend bleiben, in der mittels maßgeschneiderter Epoché alles Indexikalische immer schon eingeklammert ist. – Doch vielleicht traut Vf. der exakten Wissenschaft vollere Objektivität zu als Rez., der ihr nur Schwundobjektivität attestiert.

Urteile ohne Gegensatz sind an sich gültig, Urteile mit Gegensatz nicht. Jene artikulieren die Wissenschaft überhaupt, diese gehören den Einzelwissenschaften und zuletzt der Wahrnehmung an. Von zugehörigen Problemen handeln die Kapitel sechs bis zehn und zuerst vom *Mythos des Gegebenen*, der Vorstellung, es gebe »Urteile mit Gegensatz, die dennoch an sich gültig seien«, also einem »Götzendienst«, dem »das in einem Urteil mit Gegensatz Geurteilte« als das Absolute gilt (S. 104). Aber war nicht gesagt worden, ein wahres Urteil stimme mit dem überein, was ist, und was ist, sei das Objekt überhaupt, also das Absolute? Ja. Nur ist das Übereinstimmen cum grano salis zu nehmen, wie der Fortgang zeigen wird. Urteile ohne Gegensatz validieren sich selbst, artikulieren das »Ich denke« und die Logik, bilden das Corpus der Wissenschaft überhaupt und könnten die Urteile mit Gegensatz nur per impossibile, unter Umformung in Philosophie, validieren. Wie also werden Urteile mit Gegensatz validiert?

Sie werden auf den *Begriff* des Urteils oder die Urteilskraft bezogen. Im Ausgang von Aristoteles und neueren Ansätzen bei John McDowell und Andrea Kern entfaltet Vf. diesen Gedanken in den Kapiteln sieben und acht. Ein Vermögen ist der Begriff einer Sache, sofern er ihre Aktivität erklärt, wie der Begriff des Birnbaums

die Birnenblüte. Der Begriff des Urteils oder Wissens ist der Begriff überhaupt und, sofern er die wahren Urteile erklärt, die Urteilskraft oder das Erkenntnisvermögen, das nach Aristoteles dem Menschen kraft Geburt zukommt, doch anders als die Sinnlichkeit nicht als unmittelbares Vermögen zu entsprechenden Akten, sondern als ein bloß *erstes Vermögen*, das der Bildung, das heißt der Einübung in die Ausübung bedarf, um sich zu einem *zweiten Vermögen* und *ersten Akt*, einer jeweiligen Lehre oder Wissenschaft zu bestimmen. In Selbstbestimmung dieser Art bildet das Erkenntnisvermögen sich zum System der Wissenschaften, die uns zu *zweiten Akten*, Urteilen, unmittelbar befähigen. In der Dreigliederung von (a) Vermögen, (b) Vermögen/Akt und (c) Akt sieht Vf. das Rätsel der Validierung der Urteile mit Gegensatz beinahe schon gelöst; denn in ihr zeigt sich die Übereinstimmung eines Urteils mit dem, was ist, dem Objekt überhaupt, als seine Kohärenz mit den Prinzipien einer jeweils einschlägigen Wissenschaft.

In den beiden Schlusskapiteln ringt Vf. mit dem Zirkel der hypothetischdeduktiven Wissenschaften, deren Prinzipien sich an dem bewähren, was aus ihnen folgt, und ihrerseits, was aus ihnen folgt, erklären und bewähren. S. 153 formuliert er dieses Dilemma: Entweder begründet das absolute Wissen das empirische, dann ist auch dieses ohne Gegensatz und nicht mehr empirisch; oder jenes ist in sich isoliert vom urteilenden Ausschluss von Gegensätzen, dann ist es leer. Der Ausweg soll sein, die Vollständigkeit eines Erfahrungsurteils als seine Unvollständigkeit zu erkennen und im absoluten Wissen das Selbstbewusstsein des empirischen Urteils. So soll der Akt wissenschaftlichen Fortschreitens sich als das absolute Wissen und das Absolute als das empirische Wissen erweisen. Das Bewusstsein der konstitutiven Unvollständigkeit des empirischen Urteils

in der Dreigliederung von Vermögen, Vermögen/Akt und Akt ist das absolute Wissen (S. 157). Eben darin weiß das Urteil sich vollständig – und Vf. sich am Ziel.

Aus Hegels System kann man nach oben und nach unten sehen und gehen. Die dialektische und die Existenzphilosophie gehen nach unten, den absoluten Idealismus Sebastian Rödl's sieht Rez. oben. Hegel zähmt den Widerspruch wie ein Haustier, das nützliche Arbeit verrichten soll, und lässt sein Absolutes nach dem spekulativen Karfreitag logische Ostern feiern. Adorno aber philosophiert im Schatten der Hölle auf Erden, die Auschwitz ist, sieht den Widerspruch auf Dauer gestellt und erstarrt vor dem Horror des vollen Bewusstseins, welches das des Todes einschließt, das unserer »animalischen Verfassung widerspricht, die es nicht erlaubt, jenes Bewusstsein zu ertragen«. ¹ Die Sehnsucht seines Materialismus »wäre die Auferstehung des Fleisches; dem Idealismus, dem Reich des Geistes, ist sie ganz fremd«. ² Auch Kierkegaard und Sartre betrachten die moralischen und kreatürlichen Abgründe, das Gemetzel der Moral in Terror, Diktatur, Fremdenhass, Ehrenmorden, alles aus Gewissensgründen, und das Gemetzel der Natur in Nahrungskreislagen, Katastrophen, Krankheit und Tod. Doch das Böse und das Übel, das wir tun und leiden – Hegel hat es stoisch zerphilosophiert.

Sebastian Rödl's Buch steht allem Stoizismus fern und läßt im Gegenteil zum logischen Epikureismus ein. Unsere Furcht vor dem logischen Tod ist unbegründet; denn Urteilen kann nicht gegen das Urteilen urteilen, wie zu unserem Leidwesen das Leben gegen das Leben lebt. Dem zwar entrinnen wir nicht, doch wenn wir neben

¹ THEODOR W. ADORNO: *Negative Dialektik*, Gesammelte Schriften 6, Frankfurt am Main 1973, S. 388.

² Ebd. S. 207.

dem individuellen und verweslichen Selbstbewusstsein das allgemeine und reine des Urteils und des Absoluten in den Blick nehmen, lichtet sich die Szene. Die Sehnsucht nach Auferstehung des Fleisches sucht uns nicht mehr heim, und das Denken kehrt bei sich ein wie vor Beginn der Natur. An Natur zwar muss es sich binden, als Geist, aber vielleicht nicht an die Antinomie. Das ist die Hoffnung. Adorno und Sartre vermögen sie nicht zu teilen, und Rez. fürchtet sogar, die Bindung des Logos an Natur sei als solche bereits eins mit dem logischen Sündenfall, dem Fall ins Antinomische.

Wir geraten hier in Regionen des Denkens, die dem Zugriff der Zunft fremd bleiben. Nicht nur die argumentativ kraftvolle, dabei stets subtile und kreative Entwicklung seines absoluten Idealismus, sondern auch dieser Überschuss übers Zünftige weisen Sebastian Rödl's Buch als große Philosophie aus. Umso mehr ist es zum Weinen, dem indes unsere Unfähigkeit zu trauern einen Riegel vorschiebt, dass nach dem Verlust der länderübergreifenden deutschen Gelehrtenrepublik im Nationalsozialismus wir immer seltener Bücher solchen Formats in unserer Sprache schreiben und zu lesen bekommen. Dieses hier leider nicht. Dass bei Suhrkamp eine Übersetzung erscheint, ist kein Trost, sondern Folter, Zurschaustellung unseres Elends. Vielleicht sollten wir Deutsch im Archiv verewigter Bildungssprachen ablegen und vom Schönen geleitet in der akademieüberdachten, geist- und lebensvollen Frankophonie unterchlupfen.

Unterdessen noch einige Schlussbemerkungen zu den oben zurückgestellten Einfällen. Vf. nimmt das Personalpronomen »ich« als Ausdruck des Selbstbewusstseins des Urteils, Gareth Evans als Spielart der Bezugnahme.³

³ GARETH EVANS: *The Varieties of Reference*, hg. von John McDowell, New York und Oxford 1982.

Warum nicht beides? Evans fasst wie vor ihm Husserl das Ensemble der Indikatoren als ein in mir zentriertes Koordinatensystem. Doch wenn es in mir zentriert ist, muss ich zur Mannigfaltigkeit dessen gehören, worauf ich mittels seiner Bezug nehme. Aus Descartes' »sum« folgt daher unmittelbar »sunt«, scil. res extensae, die raumzeitlichen Dinge, auf die ich mich indexikalisch beziehe. Freilich hat Evans seine Einsicht nicht zu Ende gedacht, was Vf. zu dem Einwand berechtigt, (S. 163, Anm. 10 zu S. 10), er lasse unerklärt, »wie man an sich in der ersten Person denkt, indem man die erste Person unter [diese egozentrische] Konzeption der Referenz subsumiert«. Ein Koordinatensystem muss in einem Bezugsrahmen verankert werden, ein egozentrisches von mir in mir als selbstbewusstem Leib. Ich weiß mich als das Ding unter allen Dingen, auf das ich sowohl *mit* als auch *ohne* Koordinatensystem Bezug nehmen kann, und die Bezugnahme *ohne*, die Evans nicht würdigt, ruht in einem Wissen ohne Gegensatz von mir als einem selbstbewussten Leib. Hier öffnet sich der Zugang zu einer Abteilung der Wissenschaft ohne Gegensatz, die das inkarnierte, individuelle Selbstbewusstsein betrachtet, das sich gegensatzlos in Raum und Zeit lokalisiert.

Vf. will dem Absoluten über das verwesliche hinaus ein allgemeines Selbstbewusstsein einzeichnen. Doch vielleicht bedarf das Absolute des Selbstbewusstseins nur ab und zu, hier und da, wo Menschen wohnen, nicht immer und überall. Fernab des Psychologismus zeigt Kant in der metaphysischen Deduktion und im Schematismus-Kapitel, dass und wie das denkseitige, synkategorematische Logische an Zeit und Raum eine kategorematische Nebenform gewinnt. Denkseitig tritt es als Funktionen des Denkens in Urteilen hervor, weltseitig als entsprechende Dingprädikate oder Kategorien. Demnach brauchen wir

das Selbstbewusstsein des Urteils den Dingen nicht zuzumuten; sonst wären sie ja urteilsartig oder gar, mangels kraftfreier Propositionen, denkende Wesen. Es genügt gemäß dem dritten Einfall, dass einige Dinge, wir, Selbstbewusstsein haben und dass die Urteilsgehalte weltseitig in Objekte zerfallen, auf die die Kategorien zutreffen. Übereinstimmung des wahren Urteils mit dem Objekt überhaupt ist ja nur ein anderes Wort für Kohärenz, gemäß dem *pragmatischen* Aspekt der Wahrheit. Übereinstimmung im Sinn des Realismus verlangt Zugespitzteres, etwas von der Art der Sellars'schen Bildtheorie des Elementarsatzes. Ein wahrer Elementarsatz stimmt mit einem Ding überein, weil es als sein weltseitiges Urtoken gelesen und in Wortsprache übersetzt werden kann. Erst damit haben wir eine Übereinstimmung, die auch dem *realistischen* Aspekt der Wahrheit Genüge tut.

Hier kommt zu guter Letzt der zweite Einfall ins Spiel. Wenn zur Objektivität des Geurteilten seine Unabhängigkeit vom Urteilsakt gehört, weiß das Urteil, dass es prinzipiell – wenn auch dieses Mal nicht – fehlbar ist. So verweist das Urteilen auf das Cogito (»Mir scheint«) als auf einen Denkakt deobjektivierender Epoché. In ihm werden wir infallibel und nehmen gemäß dem dritten, *phänomenalen* Aspekt der Wahrheit einen perspektivisch zentrierten Wahrnehmungsanschein zur Kenntnis, der auf unbestimmte Weise zum objektiv Realen gehört. Dem Mythos des Gegebenen, der den Schein verdinglichen und von ihm aufs Sein schließen will, gilt es zu widerstehen. Dennoch könnte hier auf indirekte Weise Beruhigendes über den Zirkel der Bewährung der Urteile mit Gegensatz zu entdecken sein. Das bliebe zu untersuchen.

Das irreferentielle Selbstbewusstsein des Cogito oszilliert zwischen sich und dem schwach referentiellen der Selbstlokalisierung in Raum und Zeit

(»sum«) sowie dem stark referentiellen, das sich im egozentrischen Koordinatensystem empirisch mit dessen Bezugsrahmen identifiziert. So führt die Wissenschaft ohne Gegensatz notwendig aus dem Denken ins Leibliche und erweist das Denken als gebunden an Laut- und Schriftzeichen. Dann aber wird der Widerspruch unvermeidlich. Im reinen Denken zwar könnte ich nicht urteilen, *dass eben dieses Urteil falsch sei*, weil die Bezugnahme mittels »dieses« in einem unfertigen Urteilsversuch steckenbliebe. Soweit hat Vf. recht. Die Antinomie gäbe es nicht in aseptisch reinem Denken. Aber auf sprachliche Zeichen gelingt die Bezugnahme: »Der Satz, den Sie gerade lesen, ist nicht wahr«, und öffnet der Antinomie Tür und Tor. Denn jener Satz lädt zur Stellungnahme ein, die uns so oder so in den Widerspruch verstrickt. Nicht nur der Horror des biologischen Todes als gehört zum leiblichen Selbstbewusstsein, sondern auch der logische Tod. Wird er nicht geflohen, sondern gesucht, resultieren willkürliches Denken und böses Handeln. Das ist indes kein Thema mehr in Sebastian Rödl's Buch, das sich auf die noch heile logische Welt vor dem Übergang in Leiblichkeit und Antinomie konzentriert oder vielmehr die immer schon übergegangene Welt freundlich an diesen ihren reinen Ursprung erinnert und rückbindet.

Anton Friedrich Koch
 Universität Heidelberg
 Philosophisches Seminar
 Schulgasse 6
 69117 Heidelberg
 a.koch@uni-heidelberg.de